

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 11 (1907-1908)
Heft: 6

Artikel: Schönheit [Schluss folgt]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schönheit. *)

Die „römische Leiche“. Wiedererwachen des Sinnes für die körperliche Schönheit. — Vorurteile und berechtigte Eindrücke. — Die Physiognomik. — Verschiedene Ursprünge unseres Gefühls vom menschlich Schönen. Rassenympathie; Erziehung zur künstlerischen Auffassung. — Einwirkung der Antike auf das „Ideal“. — Typus und Rassen. — Maßstab der Gesundheit. — Der moderne Sinn für die Nuance. Das Persönliche.

Im Hochsommer des Jahres 1485 wurde von römischen Arbeitern an der Gräberstraße, der Via Appia außerhalb des Grabmals der Cäcilia Metella, der Leichnam eines jungen Mädchens aus antiker Zeit gefunden, der, einbalsamiert und im Erdreich geborgen, von all den Jahrhunderten und den Schicksalen, die über ihn hergezogen waren, so wenig berührt worden war, daß die wunderbare und reine Schönheit dieses Leibes den Glanz des Lebens noch nicht abgestreift zu haben schien. Nicht nur den wenigen, heftig erschütterten Menschen, die das tote Mädchen, dieses Zeichen längst verwester Welten, sahen, sondern auch dem ganzen Volke, zu dem die steigende Kunde drang, teilte sich ein Schauer, halb Bewunderung und halb Schrecken, mit, und es stockte eine Zeitlang das Dasein dieser Stadt, weil alle von dem Wunder solcher geheimnisvollen Menschenschönheit im tiefsten ergriffen waren. Sie hatten nie an dergleichen gedacht, betrachteten darum einander selbst mit neuen, gleichsam zum erstenmal wahrhaft geöffneten Augen und entdeckten nun erst, daß es eine Schönheit des menschlichen Körpers gäbe, die über allen Schönheiten der Kunst steht. Der Papst Innozenz 8. suchte diese Wirkung zu bannen, er ließ heimlich die Leiche wegnehmen und begraben, denn er fürchtete die Gewalt dieses Eindrucks, ahnte, daß hier eine Kraft zu wirken beginne, die das mittelalterliche Christentum, Askese, Weltverneinung und Devotion gegen die Hierarchie als die Vermittlerin des Übersinnlichen, vernichten könnte.

So leitete ein kleines Geschehnis die Eroberung Roms durch die Renaissance ein, die bereits in Toskana und Oberitalien erblüht war. Eine Geschichte, merkwürdig wie so vieles in jenem Jahrhundert, das uns immer wirrer und vielfältiger scheint, je mehr wir aus seinem Kreise erfahren, zeigt das Verhältnis der Lebenskräfte zu dem menschlichen Schönheitsbegriff. Man entnimmt der Erde die griechischen Statuen, und sie schenkt den Menschen, um sie zu überzeugen, daß diese Schönheit nicht lebensfremde Kunst gewesen war, auch den unverwesten Leib eines Menschen und weist sie dadurch zur ersten Quelle alles Glücks.

Die Zeiten, die die Form verachtet haben, sind nun fürs erste vorbei. Das harte und strenge Dogmenmittelalter, das keine Schönheit der Sinne gestattete, ist zu Grabe getragen, und nun wird nie mehr für länger als ein Menschenleben, wenigstens nie mehr in Kulturzonen und in den höheren Schichten, vergessen, daß es keinen Inhalt gibt, der einen Wert hat ohne eine Form voll Kostlichkeit. Zwar nach einer kurzen Blüte der Renaissance tritt Savonarola auf, der unreine Fanatiker, um das Goethewort, das ihn stark und scharf hinstellt, zu gebrauchen, und wiederum soll nur eine Schönheit

*) Mit verdankenswerter Erlaubnis der Verleger entnehmen wir diesen Abschnitt dem von der „Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart“ herausgegebenen Prachtwerk „Moderne Kultur“, zweiter Band, „Die Persönlichkeit“, indem wir auf die Besprechung dieser hervorragenden Erscheinung in unserer Bücherchau verweisen.

gelten, die allem Körperlichen abgewendet ist. Tote Zeiten, die einen unsinnlichen Begriff ethischer und philosophischer oder materialistischer Größe ganz weit weg von aller Beachtung der äußeren menschlichen Erscheinung als das höchste Lebensgut betrachten, kommen zwar immer wieder, aber das Leben rächt sich auch immer wieder gegen die Menschheit, die die Form verachtet; solche Epochen scheinen uns unfruchtbar und mehr noch: die vernachlässigte Form, die verschmähte Erscheinung wird derart gegen den Willen dieser Generationen durch die Natur ausgeprägt, daß wir das Wesentliche solcher Zeiten, ihren Charakter, ihre Neigungen, ihre Laster, ihr Unglück von ihren Mienen ablesen können, mögen sie sich nun um ihr Aussehen gekümmert haben oder nicht. Die Form rächt sich, indem sie den Inhalt offenbart, wie er ist, statt jenen zu zeigen, den sich die Leute vielleicht gewünscht haben, ohne ihn zu besitzen.

Wie sehr die Form ein Ausdruck des Inhalts ist, die Schale ein Produkt des Kerns, die Haut aus der tiefsten Essenz des Wesens entstanden, das wissen wir, Bürger neuer Welten, ohne daß es uns in jedem Augenblick vielleicht bewußt wäre, schon seit geraumer Zeit.

Die Form, die äußere Erscheinung eines Menschen, sind uns viel mehr als ein Symbol seines Seins, was in allen Zeiten wohl der tiefe Glaube der Psychologie gewesen ist. Dann kam die Wissenschaft und verlieh sich den Titel: Physiognomik. Schließlich, warum nicht? Daß der Gute reine Linien, der Schlechte rotes Haar habe, das ist nicht allein die primitive Schablone des kleinen Theaters, das dem Verstande des einfachen Mannes, geringem Unterscheidungsvermögen schmeichelt. Was wir aber, ohne uns im einzelnen darüber Rechenschaft geben zu wollen, den e r s t e n E i n d r u c k nennen, der unsere Sympathie oder Antipathie für einen Menschen bestimmt und aus dem Gefühl seiner äußern Erscheinung herleitet, das ist ja nichts anderes als ein rasch gepflücktes Urteil über die Beziehung zwischen seinem Aussehen und seinem Wesen, ein Urteil, das wir mit unseren Instinkten uns schaffen aus dem Schatz unserer klaren Erfahrungen, jener dunklen Erfahrungen, die sich vielleicht unsere Eltern oder Voreltern, das ganze Geschlecht, mehr noch, vor uns unsere Rasse erworben hat und die, an uns vererbt, wirksam und tätig sind. Die äußere Erscheinung ist uns nun nicht mehr allein ein Symbol, sie ist uns der unmittelbare Ausdruck des Innerlichsten eines Menschen. Je mehr wir uns zu solchem Bewußtsein, das dem ersten Blick oberflächlich, kindlich und gehässig erscheinen mag, durchdringen, je mehr wir es uns zugehen, desto stärker wird natürlich die Forderung, alles Schematische auszuschalten und nicht nach Gesetzen, die, einmal wahr gewesen, längst Lüge geworden sind, die Menschen zu teilen und zu werten. Ins Positive überseht, erwächst uns auf solchem Wege die Notwendigkeit, uns um unsere äußere Erscheinung in jedem Augenblick unseres Lebens z u k ü m m e r n und nicht als Eitelkeit zu schelten, was man klüger vielleicht Pflege des Körpers und Hygiene der Seele nennen würde.

Das alles mag fürs erste ausgesprochen befremdend klingen, auch etwas lächerlich. Man hält sich vor, daß wir doch etwas mehr sind als leere Menschen, die Zeit und Lust haben, sich um glatte Formen, schöne Gewänder, zierliche Manieren zu kümmern. Man zuckt die Achseln Zeiten und Schichten gegenüber, die glücklich genug waren, nichts Besseres zu wissen, und man weist es von sich ab, Außerlichkeiten zu dienen. Nur muß man es sich dann gefallen lassen, daß die Erinnerung der größten Zeiten, von denen wir überhaupt

wissen, uns vor die Augen beschworen wird, der griechischen Sage, in denen kein Stoiker und Zyniker so weltfern war, daß er sich nicht um die äußern Wirkungen seiner Persönlichkeit in der einen oder anderen Weise bekümmert hätte. Und man wird doch nachdenklich werden müssen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie durch alle noch so klugen Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, in denen sich die Menschen immer stolz von der äußeren Erscheinung zu einer Versenkung ins Innerliche abwendeten, dennoch deren Kraft und Wirkung ihnen unerschütterlich zu den stärksten Momenten des Lebens verhalfen.

In dem Buche eines Magiers findet sich die Vorschrift fürs Sprechen: Sieh den Anderen, während er redet, so intensiv als möglich an, wende aber, wenn ein anderer spricht, den Blick so zu Boden, daß man deine Miene nicht zu sehen vermag.

Darum: zu ergründen, was die Mienen eines Menschen, seine Züge von seinen Wünschen, von seiner Vergangenheit und von seiner Zukunft erzählen, haben sich die größten Menschen, die Weisesten in allen Zeiten bemüht. Die Wissenschaft der *Physiognomik*, die das eine Mal den Narren, das andere Mal den Betrügnern in die Schuhe geschoben wurde, immer aber dem Künstler, dem wachen Menschen und den genialen Vertretern und Fortbildnern aller Wissenschaften teuer gewesen ist, hat für alle jene Geister etwas bedeutet, die uns in der Entwicklung je geholfen haben. Nicht nur Aristoteles, der doch, wenn nichts anderes, so die kräftigste Verkörperung des Kulturgehaltes seiner Zeit gegeben hat, sondern auch dann im Zug der Zeiten Leonardo und Goethe haben immer wieder die Züge der Menschen beobachtet, festzuhalten gesucht, weil ihnen da offenbar wurde, was die Sprache entstellt oder verheimlicht, was die Taten und Gefühle durch den Einfluß der Leidenschaften verfälschen. Leonardo hat jeden Zug, jede menschliche Linie, jede Bewegung aufnotiert, ohne zu werten, ohne irgend einen Eindruck als unwesentlich zu verachten, Goethe sich mit der ganzen Intensität seiner neugierigen Natur um die Forschungen Lavaters und seiner Schule gekümmert, — beide aus derselben Erkenntnis heraus, daß von hier aus ein Blick ins verborgene Reich geheimer Menschlichkeiten ermöglicht sei. Und die Meinung, daß, was Antlitz, Gestalt und Bewegung verraten, nicht allein die Vergangenheit andeutet, sondern auch die Zukunft bestimmt, ist, von allen Abergläubischen und allem Gehalt an fatalistischer Weltanschauung befreit, der starke, naiv in uns wurzelnde Beweis, daß die naive Anschauung, die triebhafte Anlage des Menschen in der Form den Aufschluß über alle verborgene Innerlichkeit sieht.

Nur schwer entschließt sich der Mensch, in der häßlichen Schale die schöne Frucht zu glauben.

Solches Gefühl kann und darf allerdings nicht mit der Meinung vereint werden, daß es nur eine Schönheit, einen Idealbegriff und ein einziges Gefühl von der menschlichen Erscheinung gäbe. Solange dieser Gedankengang wirksam gewesen ist, konnte niemand mit Freimut, Verstand und weitem Gefühl sich dazu bequemen, aus dem Äußern aufs Innere zu schließen. Denn jeder solcher Schluß wird, ob man's will oder nicht, zu einer Wertung, und man wäre bald dahin gekommen, jeden Menschen, der nach dem Maße des allgewaltigen Schönheitsbegriffes nicht schön war, für ein schlechtes und geringes Exemplar zu erklären. Und dieser Zwang eines einheitlichen Schönheitsbegriffes, den wir bis in unsere Tage hinein in allen Knochen spüren, dieses falsche Gemisch von antiker Tradition, längst überlebter Rassen- und Gesund-

heitsvorstellungen, ist darum allmählich so leer geworden, so sehr in Widerspruch geraten mit allem, was unsere Augen sehen und unser Herz spürt, daß zum guten Ende kein größerer Gegensatz erdacht werden kann als der Mensch, den die Menge, selbst die gebildete, schön nennt, und jener andere, den die Triebe und das Gefühl eben derselben Menschen unwillkürlich, naiv und ohne Pose als schön, anziehend, fruchtbar empfinden. —

Es kann hier also natürlich davon gar nicht die Rede sein, einem exakten Begriff der Schönheit auf die ästhetische oder auf die biologische Art nahe zu kommen. Diese Seiten geben ja keine Forschung, sondern den Versuch, über einige Angelegenheiten, die für unsere Kultur wesentlich sind, eine klare und offene Meinung zu schaffen oder auch nur anzuregen, die gewiß nicht die Doktrin aller Leute sein soll, und, zum Ersatz für das eindämmende Bewußtsein der nur subjektiven Gültigkeit, dann den weiteren Versuch: *p r a k t i s c h* zu helfen. Deshalb soll nur angedeutet werden, daß jener vage Schönheitsbegriff unserer Zeit, von dem ja doch hier und da die Rede sein muß, nur ein ärmliches Hilfsmittel ist, um mit einem Worte, das wir alle kennen, eine wenn auch ungewisse Vorstellung zu geben, die stets viel näher dem *R a s s e n* = und *G e s c h l e c h t s g e f ü h l*, als künstlerisch abstrakter Anschauung steht.

Über diese Beziehungen gibt es eine ganze Menge von wertvollen Versuchen, die der Interessierte zu finden wissen wird und die stets beweisen, daß unverbildete Menschen jene Erscheinung am schönsten finden, die den vollen Ausdruck ihres Rassentypus bringt. Für uns aber, die wir geworden sind in jahrhundertelanger Gewöhnung wenn auch noch so abgestufter *k ü n s t l e r i s c h e r* *E i n f l ü s s e*, ist der natürliche Begriff längst abgeschliffen und vermischt mit den Erinnerungsbildern jener künstlerischen Werke, die man uns schön genannt hat oder die, ohne im Körperlichen unsere stumme Forderung zu erfüllen, durch eine abstrakte oder technische Eigenschaft oder eine gefühlmäßige Andeutung uns teuer geworden sind, so daß ihre ursprünglich unwichtige Form sich dem Gefühl dann aufgedrängt hat.

Die letzten Jahrzehnte zwangen uns nun allmählich doch zum Nachdenken und zur Überprüfung dieses Vorstellungskreises. Der Abstand zwischen dem erstarrten Ideal und dem wirklichen Leben auf der einen Seite, zwischen der sogenannten alten und sogenannten neuen Kunst auf der anderen Seite war so weit geworden, daß selbst gar nicht revolutionär angelegte Menschen sich endlich sagen mußten: „Ja, wie ist das nun? Geht es wirklich so weiter, daß wir ein doppeltes Leben führen, indem wir in der Kunst ablehnen, womit wir uns im Leben sehr gut vertragen können, und wiederum in den Werken unserer Kunst aufreizend und schrecklich finden, was im Leben der Leidenschaften den Inhalt unserer teuersten Stunden bedeutet? Ist es nicht lügnerisch und pharisäisch, in der Kunst als profan zu spüren, was wir im wachen Dasein teuer nennen und stündlich erleben?“ Kurz, das Groteske und Lächerliche, auf das wir von Zeit zu Zeit stoßen, wenn wir einen Menschen mit einer fürchterlichen oder auch nur durch unsere Lebensbedingungen im tiefsten sogar sinnreich verkümmerten Anatomie und Körperform erzählen hören, daß nur ein griechischer Diskuswerfer und die Venus vom Kapitol die geringsten Anforderungen seines Schönheitsbegriffes erfüllen, ist doch mehr als ein kleiner und hübscher Anlaß, die Dummheit der Menschen zu verhöhnern. Man sieht hier wie überall, daß es für die unausgesetzte Weiterbildung einer menschlichen Kultur notwendig ist, von Zeit zu Zeit die

Tradition umzustürzen und auf die Gefahr eines Erdbebens hin alle bisher als unerschütterlich gültigen Anschauungen zu revidieren. Die alten Wahrheiten müssen eben erst ganz zu verzerrten Lügen werden, damit dann in neuer Gestalt jener Keß, der in uns fruchtbar ist, herausgeschält werden kann, weitervererbt, wieder bewahrt.

Nun müssen wir uns also Rechenschaft darüber geben, wie sehr jenes Menschenideal, das für fast alle von uns noch bis vor ganz wenigen Jahren unumstößlich galt, an dem wir mit kühlem Blut wenigstens alles Künstlerische und alles Natürliche zu messen entschlossen waren, eine leere literarisch-ästhetische Konstruktion gewesen ist. Nur e i n Maß war uns voll genug, und das verkörperte die A n t i k e, nicht jene sogar, wie sie wahrscheinlich wirklich gewesen ist, sondern jene, die in der klassizistischen Vorstellung des vergangenen Jahrhunderts gelebt hat. Und bis in Zeiten, in denen die wissenschaftliche Bewegung, die Naturforschung schon längst anthropologische und ethnologische Argumente zum billigen Gute der Gemeinschaft gemacht hatte, stand dieser Göze innerlich und äußerlich unrichtig und war leider innerlich und äußerlich eine Lüge in der Mitte unseres Daseins. Nun muß man gar keine großen Steine mehr aufheben, um ihn endlich zu zerschmettern. Wir können uns aber noch immer, halten wir alle Wirkungen zusammen, nicht fassen gegenüber der Verlogenheit und der Armut der Vorstellungen, in denen das vergangene Jahrhundert gelebt hat und aus denen wir jetzt mit aller Kraft heraussitreben.

Daß es nur e i n e Schönheit des Menschen gibt und geben soll, darüber lächeln wir aus der Tiefe unserer Erfahrung jetzt schon mit leichtem Herzen, denn man vergißt schnell, wie stark ein Druck gewesen ist, den man abgeschüttelt hat. Und von den quälendsten und verderblichsten Einflüssen ist man befreit, wenn man einmal über ihren Umfang, ihre Entstehung und ihre Haltlosigkeit sich Rechenschaft gegeben hat. Das ist die Kur der neuen Kultur.

Daß also diese Schönheit des Menschen, von der wir sagen, daß sie das Wesentlichste ist, der Ausdruck des Wesens, die Quelle alles Guten, — daß diese Schönheit also nur e i n e Form ist, das ist ausgeschlossen. Aber was ist sie nun? Ist sie vielleicht eine eng umschlossene und feste Zahl vom Möglichen, gibt es fünf oder zehn Ideale, gibt es irgend ein Gesetz, das Schönheit ausschließt, irgend eine Eigenschaft, dem Wunderbrunnen gleich, die sie erwirkt? Auch da sind wir im Schwankenden, und wir sind weitherziger geworden. Wie wir uns von der rein ästhetischen Vorstellung entfernt haben, um uns biologischen zu nähern, so wird es uns wahrscheinlich auch nicht helfen, an irgend einem anderen K a n o n festzuhalten, wie es deren seit den Festsetzungen des Altertums unzählige gegeben hat. Seit die ganz frühen Männer der Wissenschaft in ihrem Erkennungsdrang und in ihrem Suchen, irgendwo einen festen Punkt zu bestimmen, auf den man sich verlassen könne und von dem aus es dann möglich sein sollte, Urteile und Werte zu erkennen, den ersten „Kanon“ der Schönheit und den ersten „Modulus“ für die Beurteilung der menschlichen Gefühle aufnotiert haben, ist immer wieder und natürlich in unserer Zeit der Experimente und der verfeinertsten Apparate mit geschärfster Fähigkeit und Energie der Versuch gemacht worden und auch geglückt, gewisse Grundformen der menschlichen Natur in ihren Maßen festzuhalten und die Individuen an ihnen zu prüfen. Sicher gab es in allen Zeiten, gibt es auch für unsere Zeit eine mehr oder weniger beträchtliche Summe von Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit wir einen Mann oder eine

Frau schön nennen. Allerdings sind diese Axiome immer mehr negativen Inhalts. Ebenso gewiß wird es jedoch für uns, daß alle Festsetzungen vielleicht dazu helfen können, daß wir kühl und unbeteiligt die Schönheit eines Individuums ablehnen, während wir doch beobachten und zugeben müssen, daß, mit den Trieben gespürt, derselbe fehlerhafte Mensch einem anderen die Erfüllung seines tiefsten Bedürfnisses darstellt, für ihn also schön und mehr als schön ist. Sind aber nicht die Triebe des Menschen zuverlässigster Sinn? Ein weites Feld

Die verschiedenen Kanons sind ja wahrscheinlich alle auf eine natürliche, kluge und selbstverständliche Art durch *Abstraktion* entstanden, durch Prüfung und Vergleichung einer großen Reihe von Individuen, durch das Ausschneiden indifferenten und das Festhalten der ihnen gemeinsamen wesentlichen Eigenschaften. Jene nach den Möglichkeiten der Zeiten hat man solche Abstraktionen durch Messungen, durch Abgüsse und jetzt durch unsere schönen Apparate vorgenommen, und es ist gewiß, daß fürs erste und für die Gegenwart auf solche Art etwas sehr Nützliches entsteht, jedenfalls etwas Fruchtbarereres als eine ästhetische Feststellung oder ein traditionelles Ideal, sicher auch ein Begriff, der dem Leben näher steht, als jene Folgerungen und Forderungen, die der bildenden Kunst entnommen sind. Aber man darf nicht vergessen und muß immer im wachen Bewußtsein behalten, daß nicht allein die Jahrtausende, sondern jeder Tag die Bedingungen und Formen der menschlichen Natur verändert, daß das Tempo unseres Lebens, die immer abgewandelten Ernährungs- und Bewegungsmethoden so sehr den Habitus unseres Körpers verändern, daß der Zeitraum, für den irgend ein Kanon seine Möglichkeit behält, im Ausmaß immer geringer wird. Es stellt sich also das Unheil aller geprägten Wahrheiten ein, daß sie gedankenlos und gleichgültig nachgebetet werden, wenn sie schon längst durch die Änderung der Voraussetzungen falsch geworden sind. (Schluß folgt.)

Einem Kinde.

Kleine Worte, doch gegeben
 Von der ew'gen Schicksalshand
 Tief in aller Kämpfer Leben:
 Amant, portant, superant.*)

Jetzt in Sexta, an der Pforte,
 Deiner jungen Weisheit froh,
 Ernst Du schon die kleinen Worte:
 Amo, porto, supero.**)

Geh auch Du, mein Jung, und finde
 Volles Leben, fern und nah,
 Liebe, leide, überwinde,
 Ama, porta, supera Erich Ritter.

Von den Büchern und vom Lesen.

Überall im *Leben* die Augen aufmachen, das ist die Hauptsache. Wer die Nase nur in Bücher steckt, wird ein Bücherwurm, kein frischer Mensch. Aber wer zu *vergleichen* weiß, was er erlebt und was er liest, und wer auf's *Leben* anzuwenden weiß, was ihm Bücher sagen, dem helfen sie wie

*) Sie lieben, leiden (ertragen), überwinden. — **) Ich liebe, leide, überwinde.